

Gesellschaft, Körper, Kriminalität

Überlegungen zum Verhältnis von Bio- und Sozialwissenschaften in der Kriminologie

Ausgehend von der Differenz zwischen soziologisch orientierten Ansätzen der Erklärung von abweichendem Verhalten und individualisierenden Erklärungsmodellen, die auf konstitutionelle Faktoren bei der Erklärung abstellen, wird in diesem Beitrag versucht, das Verhältnis zwischen diesen beiden Erklärungsstrategien nicht als ein alternatives, sondern als ein zirkuläres darzustellen. Die Biologisierung des Sozialen durch die neuen Biowissenschaften muss um eine Sozialisierung des Biologischen ergänzt werden. Hinweise auf entsprechende Anknüpfungspunkte werden kurz dargestellt.

Starting from different approaches in criminology (sociological and biological) the article discusses possible links between these two paradigms. It is proposed to supplement the process of biologization of the social by a process that could be dubbed a socialisation of the biological. Interfaces between the two schools of thought are briefly reviewed.

Einleitende Unterscheidungen

Kriminologie als Disziplin beginnt mit der Unterscheidung von Politik und Wissenschaft beim Umgang mit dem Bösen. Kriminologie ist der Versuch, sich dem kulturell, politisch und juristisch definierten Problem von Abweichung und Verbrechen mit den Mitteln der Wissenschaft zu nähern: Gibt es eine wissenschaftliche Erklärung für ein Verhalten, das in der Gesellschaft als schädlich, gefährlich oder abweichend erachtet wird? In der Geschichte der Kriminologie findet man dann von Anbeginn ihrer Existenz als akademische Disziplin zwei Interpretationsweisen des Verbrechens. Stilisierend könnte man rückblickend dabei durchaus im Sinne der hier verhandelten Thematik von einer bio- und einer sozialwissenschaftlichen Orientierung bei der Erforschung des Verbrechens sprechen.

Legt man das Thema in dieser Weise an, so lässt sich die Differenz zwischen Bio- und Sozialwissenschaften einmal als eine Frage wissenschaftlicher Herangehensweisen betrachten, einmal als ein Problem (kriminal-)politischer

Optionen und strafrechtlicher Bearbeitung. Oder anders formuliert: Man kann einmal so tun, als habe man es nur mit Fragen wissenschaftlicher Erklärungen zu tun. Man kann aber auch versuchen, die außerwissenschaftlich-politische Prägung des Bio-Sozio-Problems (BSP) zu berücksichtigen und die praktischen (politischen, straf- und sanktionsrechtlichen) Konsequenzen bestimmter wissenschaftlicher Ansätze bedenken. Diese Trennung ist analytischer Natur. Kriminologie als Disziplin ist immer in ein politisches Interessensfeld eingebunden. Die Leugnung dieses reflexiven Bezugs ist einer der Hauptkritikpunkte, die von der kritischen Kriminologie an der so genannten administrativen, traditionellen oder ätiologischen Kriminologie vorgebracht wurde.

Bleibt man wissenschaftlich immanent, so kann man zunächst eine von zwei möglichen Positionen einnehmen: Die erste, traditionelle, Position wäre der Vergleich in objektivierender Absicht. Hier kommt man dann zu dem Ergebnis, dass entweder die eine oder die andere Sichtweise mehr und besser erklärt, wie es zu Kriminalität kommt. Dieser Diskurs wird in den englischsprachigen wissenschaftlichen Journalen der Kriminologie geführt, wo in regelmäßigen Abständen neue Theorien mit hohem Generalisierungs- und Allgemeinheitsanspruch samt entsprechender Empirie präsentiert werden, die Kriminalität umfassend erklären wollen. Ein Beispiel ist die Kritik von Gilbert Geis an Travis Hirschi und Michael R. Gottfredsons *Control Theory* und deren Replik in der *Theoretical Criminology* (vgl. 2000: 35ff. und 55ff.). Dabei geht es nicht nur um die Differenz zwischen sozio- und biowissenschaftlichen Erklärungsansätzen, sondern auch um die meist parallel verlaufende Differenz zwischen individualisierenden und interaktionistisch bzw. sozialstrukturell soziologisch argumentierenden Ansätzen.

Die andere wissenschaftsimmanente Sichtweise könnte man als das Zwei-Reiche-Modell bezeichnen: bio- und sozialwissenschaftliche Erklärungen verfolgen unterschiedliche Erklärungsziele, sie haben sozusagen nicht das gleiche epistemische Objekt. Die einen betrachten den Verbrecher als Individuum, die anderen – in der Tradition Durkheims – sehen die Gesellschaft als den Ort, an dem das Verbrechen entsteht und mehr oder weniger nützliche Wirkungen entfaltet – zwei Dinge, die man nicht notwendigerweise unter einen paradigmatischen Hut einer einheitlichen Theorie bringen muss. In dieser Richtung argumentieren beispielsweise Richard Ericson und Kevin Carriere (vgl. 1994).

Man kann aber auch eine dritte Perspektive einnehmen und versuchen zu erklären, ob und wie die im Rahmen von soziologischen Erklärungen als relevant erachteten Faktoren mit den für biologisch-konstitutionell argumentierende Erklärungen bedeutsamen Faktoren zusammenhängen. Haben konstitutionelle Faktoren eine soziologisch zu entschlüsselnde Ursache oder sind sie rein aus konstitutionellen Gegebenheiten einer individuellen Pathologie zu erklären? Sind also kriminogene „Persönlichkeitseigenschaften“

Eigenschaften, die in einer kriminogen veranlagten Person entstehen oder Ausdruck einer kollektiven „sozialen Konstitution“, lassen sich beispielsweise die am Individuum ablesbaren Spuren der Neigung zu gewalttätigem Handeln an die kollektive Lebenssituation zurückbinden und aus ihr erklären?

Wenn das möglich wäre – und im Folgenden sollen Argumente dafür präsentiert werden, dass es möglich sein könnte –, dann fände die Konfrontation zwischen biologisch-konstitutionellen und soziologisch-strukturellen Ansätzen eine konstruktive Lösung. Dann ließe sich zeigen, dass die teilweise Reduktion von soziologischen auf biologische Erklärungen durch eine weitere Reduktion biologischer auf soziologische Erklärungen ergänzt werden muss. Das aber wiederum setzt voraus, dass die Sozialwissenschaftler dazu bereit und auch in der Lage sind.

Begibt man sich nun aus dem Horizont einer wissenschaftsimmanenten Betrachtung heraus und beobachtet mit Hilfe der Unterscheidung von Politik und Wissenschaft, so lassen sich die beiden Positionen von Bio- und Sozialwissenschaft zunächst zwanglos als „organische Ideologien“ bestimmter straf- und kontrollpolitischer Programme identifizieren. Damit bekommt die Frage nach dem Verhältnis dieser beiden Erklärungsansätze eine zusätzliche kriminalpolitische oder gesellschaftstheoretische Dimension und es tauchen Fragen nach dem Verhältnis von Recht, Wissenschaft und Politik im Bereich von Verbrechen, Abweichung, Strafe und Kontrolle auf. Insbesondere die Frage nach dem Verhältnis von Wissenschaft und Recht ist so ehrwürdig wie brisant. Denn es entspricht dem Selbstverständnis der Wissenschaft, Phänomene durch Rückführung auf gesetzmäßige Ursachen zu erklären. Dieser Denkansatz lässt streng genommen keinen Raum für den zentralen Begriff der freien Entscheidung, auf dem das Gebäude des Strafrechts basiert. Nicht nur die Handlungsmodelle von Sozial- und Biowissenschaften unterscheiden sich im Hinblick auf die Frage, was eine Handlung verursacht, sondern auch die Handlungsmodelle des Rechts und der Wissenschaft sind schwer vermittelbar.

Im Folgenden sollen verschiedene Formen der Beziehung zwischen Bio- und Sozialwissenschaften zunächst kurz skizziert werden. Es werden dann ein paar Überlegungen zu der Frage angestellt, wie die Kontroverse neu geführt und das Verhältnis zwischen den beiden auf andere Art und Weise gefasst werden könnte. Dabei sollen unterschiedliche Formen der Beschreibung des BSP vorgestellt werden. Es geht also um das Verhältnis von Bio- und Sozialwissenschaften in der Kriminologie und die Möglichkeiten einer Verbindung dieser beiden Traditionen, die mit der gesellschaftspolitischen Haltung einer kritischen Kriminologie vereinbar ist, d.h. einen emphatischen Begriff von sozialer Gerechtigkeit bei ihren Überlegungen immer mitführt.

Im Rahmen dieses Beitrags wird die Unterscheidung zwischen Bio- und Sozialwissenschaften in stark stilisierender Weise verwendet. Eine klare Grenzziehung ist kaum sinnvoll, da sich auch jene Autoren, die sich auf biotische Ursachen berufen, auf soziale Bedingungen, etwa Familienstrukturen, beziehen – oder anders formuliert: Hinter vielen scheinbar sozialen Faktoren verbergen sich biologische Annahmen. Als Anhaltspunkt für die Unterscheidung dient hier der Schwerpunkt der Erklärung: Ansätze, die stärker auf individualisierbare Pathologien rekurrieren (die durchaus auch Dimensionen enthalten können, die in soziologischer Begrifflichkeit gefasst sind), werden dem Lager der Biowissenschaften zugeschlagen, solche, die auf den sozialstrukturell geprägten Handlungskontext rekurrieren, gehören ins Lager der Sozialwissenschaften. Vereinfachend könnte man also sagen, dass man aus der Sicht der traditionellen Biowissenschaften einen Menschen in unterschiedliche soziale Kontexte platzieren kann, die Frage, ob er kriminell wird oder nicht, lässt sich beantworten durch eine Analyse seiner individuellen bio-physischen Beschaffenheit. Die so genannten Zwillingsstudien stellen diese Logik der Forschung in Reinform dar. Die ebenso verkürzte Logik der sozialwissenschaftlichen Forschung würde hingegen von folgender Annahme ausgehen: Wenn ich die Handlungsbedingungen, den sozialen Kontext variere, dann beeinflusse ich damit das Verhalten des Individuums, unabhängig von der Beschaffenheit seiner bio-physischen Persönlichkeit. Die beste Demonstration dieses Ansatzes ist immer noch der Film *Glücksritter* von John Landis, der in keiner kriminologischen Mediothek fehlen sollte.

Was bisher geschah – Die Biologisierung des Sozialen

Die These, dass Verbrechen sich wissenschaftlich erklären lasse und dass der Umgang mit dem Verbrecher sich an rationalen Überlegungen und wissenschaftlichen Befunden orientieren könne, steht am Anfang der Kriminologie, die sich im wissenschafts- und gesellschaftspolitischen Horizont des Positivismus entwickelt. Bereits bei der ursprünglichen wissenschaftlichen Thematisierung des Verbrechens tauchen all die Probleme auf, die wir auch heute in der Diskussion finden: Gibt es den „geborenen“ Verbrecher? Gibt es einen freien Willen? Was kann, soll und darf die Gesellschaft im Angesicht des Verbrechens und im immer vorläufigen Wissen um seine Ursachen tun?

Bio- und soziologische Erklärungsansätze bieten Antworten auf diese Fragen. Das Repertoire reicht von Ideen der Eugenik, die auf ein Ausmerzen der kriminogenen Erbanlagen zielen, über sozialreformerische Ansätze zur Hebung von Moral und Lebensstandard der niederen Klassen bis hin zu Vorschlägen für radikale gesellschaftliche Veränderungen. Neuerdings finden sich gesellschaftspolitisch motivierte Strategien, die einer präventiven Identifikation und Klassifikation von Individuen, die mit einem kriminellen Risiko behaftet sind, das Wort reden. Alle diese Ideen müssen, wenn sie

praktische Wirksamkeit entfalten sollen, durch den Flaschenhals des Rechts, das bestimmte normative Ansprüche stellt, die ihrerseits wieder umstritten und wandelbar sind.

Es gibt grob skizzierbare Konjunkturen, in denen die eine oder andere Richtung kulturell Oberwasser hatte. Diese Konjunkturen lassen sich eher aus politischen Veränderungen und der Dynamik akademischer Moden als mit wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritten erklären. Auf die zu Beginn des 20. Jahrhunderts bis etwa in die vierziger Jahre reichende Hegemonie der kriminalbiologischen Denkweise folgte eine Soziologisierung der Kriminologie, die bis in die jüngste Vergangenheit vorhielt. Aktuell haben biologische Argumente wieder einen eigenen Platz in der Kriminologie gefunden. Allerdings ist die Konstellation der beiden Perspektiven – Sozial- und Biowissenschaften – im kriminologischen Diskurs der Gegenwart anders als vor hundert Jahren. Die Hinwendung zu soziologischen Erklärungsmustern mag mit dem Fatalismus der frühen Kriminalbiologen zu tun gehabt haben: Biologie ist das unveränderbare Erbe des Menschen, daran lässt sich nichts ändern. Die Gesellschaft hingegen, man denke etwa an die Politik vom New Deal bis zum Great Society Program in den USA, erschien veränderbar und daher suchte man dort nach entsprechenden politisch nutzbaren Erklärungen für abweichendes Verhalten. Schematisierend kann man für die Gegenwart von einem Verschwinden der Gesellschaft sprechen, das Soziale ist nicht mehr der Gegenstand der politischen Intervention und die physische Konstitution des Menschen steht der neuen Biologie eher zur Disposition als den Kriminalbiologen vom Typ Lombroso, Goring oder Hooton. Dementsprechend optimistisch ist der pop-kulturelle Diskurs über das Verbrechen. Die Hoffnungen auf eine befriedete Gesellschaft, die in der historischen Phase des Wohlfahrtsstaats auf sozialen Veränderungen basierte, speist sich heute aus Phantasien über neuro-biologische Interventionen und genetisches Upgrading.

Interessant ist nun im Hinblick auf das BSP, dass die frühen Arbeiten zur Kriminologie zwar zwischen soziologischen und biologischen Aspekten des Verbrechens unterscheiden, diesen Unterschied zunächst aber nicht als Widerspruch sehen. Das Wissenschaftsprogramm des Positivismus im 19. Jahrhundert, in dessen Horizont diese Arbeiten argumentieren, lässt sich lesen als Versuch, die Differenz von Kultur und Natur mit Hilfe der Wissenschaft zu überwinden. Die soziale Physik sollte ein am Modell der Physiologie gewonnenes Wissen über die Gesellschaft und den Menschen erzeugen, das zur Lösung aller Probleme – von der Knappheit der Güter über die Verteilung derselben bis hin zur Kriminalität – beitragen sollte.

Selbst Lombroso spekuliert über den Zusammenhang von Armut, Ernährung, körperlich-organischen Defekten und Kriminalität.

Der viel zitierte englische Autor Albert Wilson ist ein Beispiel für diesen Diskurstypus. Er beginnt das kurze Vorwort seines 1908 in London er-

schienen Buches „Education, Personality and Crime. A practical treatise built up on scientific details, dealing with difficult social problems“, mit den Worten:

”Science has till recently been regarded as the fad of a few, but, now that its commercial value is being appreciated, it is rising to a place of recognition. Biology and Psychology are, however, still regarded, especially by the legal profession, as essentially mythical. There are many burning questions, as education, marriage and crime, which are in chaotic condition, the subjects of party strife; and yet there is only one way in which these difficulties can be met. That way is by bending to the laws of science, of biology, of physiology, and psychology. The questions of life, growth and heredity concern every one, and, with a proper understanding of their merits, we can foretell and avoid many individual and social calamities.” (Wilson 1908: Vorwort)

Hier finden sich alle Motive vereint: Wissenschaft ist nicht mehr ein esoterisches Unterfangen, „the fad of a few“, sondern die neue Produktivkraft. Sie muss man aber erst publik und politisch nutzbar machen. Wenn man sich den Gesetzen der Wissenschaft beugt – „bending to the laws of science“ –, dann können viele, wenn nicht alle individuellen und sozialen Probleme einer vernünftigen Lösung zugeführt werden. Wissenschaft steht hier noch als Einheitsbegriff im Kontrast zu „chaotic condition“ und „party strife“ und Wilson führt die verschiedenen Disziplinen in kumulativer Reihenfolge ein. Sein Buch gliedert sich in drei große Abschnitte unter den Überschriften „biological“, „physiological“, und „sociological“. Wilson argumentiert hier also eher an der Schnittstelle von wissenschaftlicher Erklärung von Kriminalität und juristischer bzw. politischer Reaktion auf Rechtsverstöße.

Biologie und Gesellschaftswissenschaften sind hier nicht im Widerspruch, man braucht beide, um das Problem zu verstehen, und vor allen Dingen, um eine angemessene politische Strategie im Umgang damit zu entwickeln. Der Kriminelle ist nicht nur ein biologisch und physiologisch interessantes Studienobjekt, sondern auch „an important and fascinating member of society who has its merits“. Und durchaus kritisch gegen die herrschenden Verhältnisse gewendet, fährt der Autor fort: ”I cannot help making many attacks on that unseen personality, the State.“ Verbrechen und Strafrecht setzt Wilson dann in seinen Ausführungen im Abschnitt über soziologische Fragen hell-sichtig in Beziehung zu Macht und Herrschaft:

”Crime too often indicates privilege; wealth, power, and class operating against the poor. ... Law represents the will of the strong and too often leads to crime” (Wilson 1908: 190).

Wilson handhabt das BSP auf eine höchst moderne Weise, indem er von Rückkopplungen zwischen biologisch fundierten und sozialen Faktoren

ausgeht: "As we have seen, unwholesome surroundings cause alterations in the cells of the brain" (Wilson 1908: 108). Er demonstriert die Zusammenhänge zwischen Umwelt und Organismus am Beispiel des Alkoholismus. Wer zuviel trinkt, baut körperlich und geistig ab, verliert Hemmungen und wird möglicherweise kriminell. Man kann, so Wilsons Überlegung, nicht gleichzeitig den Handel mit Alkoholika fördern und dann die Opfer des Alkoholismus bestrafen, wenn sie kriminell werden.

Sozial- und Biowissenschaften sind hier noch unter dem gemeinsamen Dach *der* Wissenschaft, die sich gegen die Spekulation, gegen Ideologie, Politik und Interessen absetzt und vereint. Bemerkenswert ist hier auch, wie Wilson die Biologie einführt:

"We have yet to learn that the laws of Biology, which govern the lower forms of life, apply to ourselves. Nature has no favourites, nor does she allow a privileged class. By comprehending these matters we can deal with the pressing social problems of the day. We are a motely crowd, one halt, another blind, and a third dumb. The blind can carry the halt, and the halt may guide the blind. In this way only we get along, carrying one another's burdens. There is a breaking point to every human mind, as there is to solid objects in the organic world. But this breaking point varies in individuals, and seems to rest with the personality or ego. A large number of folk live constantly under overstrain, and in proximity of the danger zone. What the result of the catastrophe will be, depends on many previous conditions. What in one is a nervous breakdown, in another is insanity, and in a third crime. ... If the criminal were drawn from the poor, we who are in a better position might selfishly leave him alone; but the criminal, as much as the insane, comes from every class" (Wilson 1908: 3).

Jedes Individuum ist anders, hat seine Probleme und nur in der Zusammenarbeit ist ein erquickliches Zusammenleben möglich. Die Schwächeren sind gefährdet, ihnen sollte die Aufmerksamkeit gelten, wenn man Kriminalität vermeiden will. Will man sie verstehen, so muss man sich um ihre physische wie um ihre soziale Situation kümmern und man muss die kriminogene Wirkung der Klassenstruktur der Gesellschaft berücksichtigen. Albert Wilson kommt zu diesen Einsichten durch eine doppelte Bezugnahme auf die Biologie: Er sieht sie einmal als normatives Paradigma der sozialen Entwicklung und einmal als Theorie zur Erklärung individueller Pathologien.

Erhellend ist hier der Vergleich des Argumentationsstils von Albert Wilson mit dem seines Namensvetters James Q. Wilson, der achtzig Jahre nach der Veröffentlichung von „Education, Personality and Crime“ zusammen mit dem Psychologen Richard J. Herrnstein ein mindestens ebenso einflussreiches Buch mit dem bezeichnenden Titel „Crime and Human Nature“ (1985) geschrieben hat. Wilson und Herrnstein benennen einen allgemeinen Me-

chanismus, der jedes Handeln erklärt: Alles Handeln wird von seinen Konsequenzen gesteuert.

”Our theory rests on the assumption that people, when faced with a choice, choose the preferred course of action. ... When we say people ‘choose’, we do not necessarily mean that they consciously deliberate about what to do. All we mean is that behavior is determined by its consequences” (Wilson/Herrnstein 1985: 43).

Es geht ihnen also nicht in erster Linie um ein Verständnis der sozialen Bedingungen, die Kriminalität hervorbringen, sondern um die Kontrolle von Handlungen. Soziale Bedingungen tauchen dann auf, wenn sie dem Ziel der Handlungskontrolle dienen können. Die Konsequenzen der Begehung eines Verbrechens sind Belohnung und Strafe. Strafe kann auch die Form von Gewissensbissen annehmen. Verbrechen bringt unmittelbare Belohnung, bei anderen Verhaltensweisen lässt die Belohnung meist auf sich warten. Dementsprechend finden sie eine Reihe von individuell zurechenbaren Eigenschaften, die kriminelles Verhalten befördern: Impulsivität und niedere Werte in Intelligenztests; Aggressivität hängt mit den Verhältnissen in der Familie zusammen, wo Verhaltenskontrolle gelernt wird und natürlich kommen dann noch Peer Group, Massenmedien, Schule und die Ökonomie als zu berücksichtigende Faktoren hinzu (vgl. Wilson/Herrnstein 1985: 62).

Auch hier wird noch mit dem Pathos der unvoreingenommenen Wissenschaftlichkeit argumentiert, wenn die Autoren feststellen, dass kriminologische Erklärungen oft jene Faktoren als zentral annehmen, „which for political or ideological reasons, the defenders of the theories *want* to believe are central“ (Wilson/Herrnstein 1985: 42). Allerdings ist es hier nicht mehr die Gegenüberstellung von Wissenschaft und „chaotic condition“ und „party strife“, wie bei Albert Wilson, sondern es werden verschiedene Theorien gegeneinander gestellt.

Bekanntermaßen geht es bei Wilson und Herrnstein um die Differenz zwischen psychologisch-individualisierenden und konstitutionellen Faktoren auf der einen Seite und soziologisch-ökonomisch strukturell argumentierenden Erklärungsansätzen auf der anderen. Ihr psychologisch ausgerichteter Fokus auf „Behavior“ ordnet die Vielfalt der möglichen Erklärungsansätze in einer bestimmten Weise und übersieht dabei genau jene Dimension, die Albert Wilson achtzig Jahre früher noch besonders betonte:

”It seems hard that our prisons are full of boys some of whom are the pick of the land, but have been placed there by the over-weighting pressure of civilization, and failure of courage on the part of the state to do what is right and just: class against mass: one law for the rich and another for the poor” (Wilson 1908: 147).

Ganz anders hört sich das bei Wilson und Herrnstein an:

”Behavior changed when assaultive spouses were arrested instead of merely counseled, when Chicago delinquents were placed in more, rather than less restrictive institutions, and when the penalties for carrying guns or driving drunk were made either more certain or more severe” (Wilson/Herrnstein 1985: 403).

Die Logik hier ist simpel: Verhalten wird gemäß dem theoretischen Mantra der Autoren über die Konsequenzen gesteuert, die es erzeugt. Dementsprechend können härtere, schnellere und sicher zu erwartende Strafen, mehr Kontrolle und ein erhöhtes Entdeckungsrisiko abweichendes Verhalten beeinflussen.

Albert Wilson oszilliert in seinen Argumenten zwischen den moralischen, rechtlichen und politischen Aspekten auf der einen und seinen wissenschaftlichen Interpretationen des Phänomens Kriminalität auf der anderen. Er tut dies in einer Art und Weise, die den Zusammenhang zwischen beiden in einer bestimmten Weise sichtbar werden lässt: Es geht um eine wissenschaftlich angeleitete Sozialreform mit dem Ziel, die Entstehung von Verbrechen zu verhindern und mit Verbrechen in einer Art und Weise umzugehen, die ihre Situation nicht noch verschlimmert. Ihm geht es um die wissenschaftlich fundierte Aufklärung, um Kritik an den herrschenden Verhältnissen im Angesicht von Kriminalität als einem sozialen Problem. Kriminalität ist hier eher ein Indikator für eine schlecht eingerichtete soziale Ordnung als ein Ausdruck individualisierbarer Pathologie.

Auch Wilson und Herrnstein nehmen das Problem der Ordnung als ihren Ausgangspunkt: „The problem of social order is fundamental“ (Wilson/Herrnstein 1985: 20). Aber die Lösung des Rätsels sozialer Ordnung rekurriert auf den Einzelnen: ”For what needs explanation is not the ’behavior’ of society, but the behavior of individuals making up a society” (ebd.).

Man muss, so die Ausgangsüberlegung, die menschliche Natur verstehen, wenn man ernsthaft sich mit politischen und sozialen Fragen beschäftigen will:

”All serious political and moral philosophy, and thus any serious social inquiry, must begin with an understanding of human nature. Though society and its institutions shape man, man’s nature sets limits on the kinds of societies we can have“ (Wilson/Herrnstein 1985: 19).

Ausgehend von ihren Annahmen über die Beschaffenheit dieser „Natur“ entfalten sie ein eher konservatives kriminalpolitisches Programm, dem sie die Weihen eherner wissenschaftlicher Wahrheit verleihen und das ihnen zu Recht die massive Kritik der soziologisch argumentierenden Kriminologie eingebracht hat.

Der wichtige Unterschied liegt hier in einer subtilen Verschiebung bei der Bewertung des Verhältnisses von Natur und Gesellschaft. Die triviale Aus-

sage, dass die menschliche Natur ein limitierender Faktor jeder Form von Sozialität ist, leistet einem Kategorienfehler Vorschub, der leicht zu einer einseitigen Biologisierung des Sozialen führt. So weisen Wilson und Herrnstein etwa in der Zusammenfassung ihrer Überlegungen darauf hin, dass es immer auch konstitutionelle Faktoren sein können (und nach ihrer ureigenen Überzeugung letztlich immer auch sind!), die soziale Probleme hervorbringen.

”It is widely accepted that discordant families produce troublesome children. We have already shown that this is not necessarily the case ... An impulsive, hyperactive young boy may lead his parents to argue about how to best cope with his behavior, and these arguments may in turn reinforce the tendency of the boy to make unreasonable demands and exploit parental discord for his own advantage. Constitutional factors are implicated in the boy’s behavior, but they interact with familial factors that are in part a response to behavior of (to the parents) unknown origin and in part the result of one or both parents themselves being impulsive or aggressive owing to some combination of constitutional and social factors” (Wilson/Herrnstein 1985: 511).

Auf einen kurzen Nenner gebracht, läuft die Argumentation von Wilson und Herrnstein in aller Regel explizit oder implizit auf die Formel hinaus, dass die Natur immer Bad Guys hervorbringt, die ihr Verhalten nicht kontrollieren können und letztendlich wird keine noch so gut gemeinte, gerechte und freie soziale Ordnung diesen gefährlichen Individuen Einhalt gebieten, man muss sie unschädlich machen. Erschwerend – oder in gewisser Weise auch erleichternd – kommt aus der Sicht dieser Autoren hinzu, dass die Bad Guys massiert in bestimmten Populationen auftreten, die auch in den Einrichtungen des Kriminaljustizsystems überrepräsentiert sind.

Es sind letztlich Transkriptionsfehler in der natürlichen oder sozialen Reproduktion oder relativ stabile genetische Dispositionen, die als letzte Ursache für abweichendes Verhalten wirken. Der Erklärungstypus, den Wilson und Herrnstein und mit ihnen all jene, die man als traditionelle Ätiologen bezeichnen könnte, favorisieren, leistet einem biologischen Reduktionismus Vorschub, der bei Albert Wilson noch nicht zu finden ist. Ihn lehrt die Biologie, dass Menschen unterschiedlich sind, unterschiedlich intelligent, unterschiedlich belastbar. Die Gesellschaft aber ist so eingerichtet, dass sie den Schwächeren weniger Chancen einräumt und sie daher in den Gefängnissen landen. Die Natur bringt hier nicht die Bad Guys, sondern die Gesellschaft die Poor Guys hervor.

Die weit über die engere kriminologische Diskussion hinaus populär gewordene Arbeit von Wilson und Herrnstein steht für einen Typus der Erklärung von Kriminalität, bei dem natürliche und konstitutionelle Faktoren eingebaut werden in eine individualisierende, lerntheoretisch verkürzte Interpretation des Verbrechens. Ansätze wie der von Wilson und Herrnstein

sehen keine grundlegenden Differenzen zwischen freiem Willen und Determinierung. Sie ersetzen das „entweder/oder“ durch ein „sowohl als auch“.

Als kritischer Sozialwissenschaftler läuft man Gefahr, sich in einen Kampf gegen Windmühlen zu verwickeln, wenn man gegen biologische Erklärungen des Verbrechens Sturm läuft, denn die Kontroverse, die sich an der Arbeit von Wilson und Herrnstein entzündete, trifft die Argumentationsweise der neueren Arbeiten aus dem Bereich der Bio- und Neurowissenschaften nur mehr bedingt. Was diesen Autoren zu Recht vorgeworfen wurde, ist der tendenziöse bis unverantwortliche Umgang mit Daten und Theorien, m.a.W. also ihre politisch motivierte Selektivität. Eine Auseinandersetzung mit den einzelnen Befunden als solchen aber ist dabei zu kurz gekommen.

Nicholas Rose hat in einem Beitrag über die „Biology of Culpability“ (2000) die Position der avancierten Neuro- und Biowissenschaftler analysiert und kommt zu dem Ergebnis, dass in den Debatten innerhalb dieser Disziplinen niemand ernsthaft von eindeutig identifizierbaren Ursachen für kriminelles Verhalten ausgeht. Keiner dieser Forscher würde behaupten, so Rose, Belege für eine biologische oder allgemeiner: rein naturwissenschaftlich aufzuklärende Pathogenese kriminellen Verhaltens zu besitzen. Genauso wenig wird behauptet, dass Kriminalität ein gruppenspezifisches Phänomen sei, dass man bestimmten Populationen aufgrund ihrer genetischen Besonderheiten zuschreiben kann. Auch wird die Vielfalt, Relativität und Kulturabhängigkeit des Begriffs Kriminalität fraglos anerkannt. Rose weist jedoch darauf hin, dass sich in den Neuro- und Biowissenschaften ein neuer Typus von Argumentation entwickelt, der jenseits der alten Dichotomie von Soziologie vs. Biologie angesiedelt ist.

Der interessante Punkt an der Argumentation von Rose ist seine Interpretation des Verhältnisses von staatlicher Sozialkontrolle und wissenschaftlichen Erklärungen. Das Recht – Rose bezieht sich hier auf die Verhältnisse im angelsächsischen Rechtskreis – bleibt von den neuen biologischen Ansätzen weitgehend unbeeinflusst, aber es entsteht ein neues Denken, das sozusagen auf der Ebene der kulturellen Matrix zu einem neuen Verständnis von Abweichung führt (das dann natürlich wieder Eingang in den rechtlichen Diskurs findet, wie sie etwa an der aktuellen Debatte in Deutschland über die Anordnung von Sicherungsverwahrung im Fall eines „wahrscheinlichen Rückfalls“ der die Allgemeinheit gefährdet, zeigen lässt). Der Typus des Täters wird zu einer Art hybrid antisozialen Persönlichkeit, zum „anticitizen“ verallgemeinert (Rose 2000: 18), dem die Fähigkeit zur Selbstkontrolle fehlt: Dieses Defizit kann soziale, natürliche, genetische, neurochemische Ursachen haben. Diese Aspekte werden im Sinne von Risikoindikatoren gedeutet und damit entsteht ein neuer Typus des gefährlichen Subjekts.

Rose spricht hier treffend von einer Deutung, die abweichendes und speziell gewalttätiges Verhalten als ein Problem begreift, das im Rahmen von „*public health*“ Ansätzen bearbeitet werden muss

”Within this conception of violence prevention as public health, biological factors are now thought of as one set of risk factors for perpetration of violence, interacting with intra-personal, familial, peer, community and cultural factors, and with other traumas or toxins such as experience of violence, alcohol or drugs” (Rose 2000: 21).

Mit dieser Deutung von Gewalt und Kriminalität als einem Problem der Gesundheitspolitik im Rahmen von Public Health entsteht ein neues Regime der Kontrolle, das auch das Einsperren der Delinquenten rechtfertigt. Rose nennt es „The new biology of control“ (Rose 2000: 22f.). Es geht nicht mehr um die Verbesserung von Lebensbedingungen im Rahmen einer Sozialpolitik, die sich als bessere Kriminalpolitik erweisen soll, es geht auch nicht um die Kollektivstigmatisierung ganzer Populationen – ethnische Minderheiten, Jugendliche, Arbeitslose –, die man als besonders kriminell belastet bezeichnet, es geht nicht mehr um manifestes Verhalten, sondern um die auf den Einzelfall bezogene Bewertung von Risiken für das (Wieder-)auftreten abweichenden, kriminellen oder allgemein gewalttätigen Verhaltens. Rose zieht den Vergleich zwischen der „alten“ und der „neuen“ Biologie des Verbrechens wie folgt:

”In the biology of control of the first half of this century, to explain individual human characteristics through inheritance was to claim, first, that they were the property of particular sub-populations and, second, that they were unalterable” (Rose 2000: 22).

Die neue Perspektive lässt sich mit Hilfe der Differenz zwischen Bio- und Sozialwissenschaft einerseits, individualisierenden und strukturell argumentierenden Ansätzen andererseits darstellen. Traditionelle bio- und sozialwissenschaftliche Ansätze zielten, wenn sie strukturell argumentierten, entweder auf die genetisch bedingte Pathologie einer Population oder deren strukturelle Benachteiligung aufgrund gesellschaftlicher Verhältnisse. Wenn sie individualisierend vorgehen, landen sie im Fall einer sozialwissenschaftlichen Optik bei Annahmen über kriminelle Karrieren im Rahmen einer an sozialstrukturelle Überlegungen anschlussfähigen Soziopathogenese oder aber – und diese Konstellation ist es, die Rose als „new biology of control“ bezeichnet – auf der Basis biologischer Ansätze bei der Risikoabschätzung aufgrund eines als komplex gedachten Bedingungsgefüges, das im Einzelfall zu Abweichung führen kann. Die wissenschaftlichen Aussagen, die in diesem Fall gemacht werden können, nehmen die Form einer individualisierenden klinischen Diagnose an: Weder Rasse, noch Klasse oder Geschlecht sind für sich genommen die determinierenden Faktoren, sondern die idiosynkratische Kombination einer Vielzahl von Risiko-Markern, die nicht nur biologischer

Natur sein müssen, bestimmt das Ausmaß der Wahrscheinlichkeit, mit der ein Individuum ein bestimmtes Verhalten zeigt.

Die Rezeption neuerer biowissenschaftlicher Befunde führt in der Kriminologie demnach zu einer Auflösung der traditionellen Konfrontation zwischen biologisch-individualisierenden Ansätzen und soziologisch-strukturell argumentierenden Ansätzen und sie leistet einem Denken Vorschub, das nicht mehr auf Gruppen zielt, die im Rahmen vertrauter kulturell symbolischer Kategorien identifizierbar sind. Möglicherweise entstehen neue Kategorien, wie die Risikopopulation und der gefährliche und gewalttätige Anti-citizen, der jenseits einer Bestrafung für begangene Taten zum Objekt einer präventiven Kontrollstrategie wird.

Von der Biologisierung des Sozialen zur Sozialisierung des Biologischen

Die von Rose mit kritischem Blick beschriebene neue Form einer hybriden Sozio-Bio-Risiko-Deutung des Verbrechens steht im Horizont einer epochalen biopolitischen Wende. Diese Entwicklung der Dinge kann man als Sozialwissenschaftler beklagen oder, wie Rose, ihre Folgen kritisch analysieren, man kann aber auch versuchen, soziologisch informierte Anschlussstellen zu finden – oder anders formuliert: man kann versuchen, auf die Biologisierung des Sozialen mit einer Strategie der Sozialisierung des Biologischen zu reagieren.

Die folgenden Ausführungen haben eine andere Stoßrichtung als die Überlegungen von Rose. Im Sinne der oben eingeführten doppelten Unterscheidung einmal zwischen Sozial- und Biowissenschaften, sowie einmal zwischen Politik, bzw. Recht und Wissenschaft, interessieren sich Autoren wie Rose für die kontroll- und gesellschaftspolitischen Implikationen der neuen Biologie der Schuld, die mit disziplinär hybriden Risikokalkülen operiert. Er analysiert die soziale Bedeutung und gesellschaftliche Wirkung dieses Denkens im Rahmen eines neuen Kontrollregimes. Hier soll es jedoch zunächst nur um die wissenschaftsimmanenten Aspekte dieser Ansätze gehen (das heißt um einen Diskurs, der sich der Differenz Bio- und Sozialwissenschaft bedient). Dahinter steht die Überlegung, dass es sinnvoll und möglich ist, Befunde und theoretische Interpretationen von Sozial- und Biowissenschaften in einer Art und Weise aufeinander zu beziehen, die für beide Seite befruchtend sein kann, und dass es ferner möglich sein müsste, die Biologie an die Soziologie zurückzubinden. Legt man die Differenz von Politik und Wissenschaft an, so lässt sich für dieses Vorgehen werben mit dem Argument, dass die ideologiekritisch plausible Verdammung der neuen Biologie mögliche Ansatzpunkte für eine Weiterführung der Auseinandersetzung übersieht und im Angesicht der Entwicklung der Neurowissenschaften in Anklagen ohne Adressaten endet.

Interessanterweise scheinen die modernen Bio- und Neurowissenschaften ihrerseits Ansatzpunkte für eine Strategie zu liefern, die man als Sozialisierung des Biologischen bezeichnen könnte. Es lässt sich in den Neurowissenschaften eine Art sozialwissenschaftlicher Turn beobachten. Blakemore und andere etwa kommen in einem Übersichtsartikel zur „Social Cognitive Neuroscience“ zu der Einsicht, dass die soziologische Dimension nicht auf der biologischen aufsitzt, sondern dass beide Dimensionen stark miteinander verwoben sind. Dementsprechend kritisieren sie die individualisierende Logik neurobiologischer Forschung: ”The natural reciprocity of human communication requires that we look at two brains and not just one“ (Blakemore/Winston/Frith 2004: 221). Diese, auch für weite Teile der Soziologie – zumindest theoretisch – konstitutive Annahme, findet auch in den Neurowissenschaften Zustimmung. Eines der zur Zeit heißesten Themen in diesem Bereich, die so genannten Mirror-Neuronen, weist sozialen Interaktionsprozessen eine zentrale Rolle zu.

”Mirror neurons appear to distinguish between biological and non-biological actions, responding only to the observation of hand-object interactions and not to the same action if performed by a mechanical tool such as a pair of pliers. Following the discovery of mirror neurons in monkeys, there is increasing evidence that a large portion of the human motor system is activated by the mere observation of action” (Blakemore/Winston/Frith 2004: 217).

Solche Überlegungen verweisen auf die Bedeutung von sozialem Verhalten oder sozialen Fähigkeiten im Bereich neurobiologischer Prozesse. Sozialverhalten und sozialer Kontext sind in der Forschung als wichtige Faktoren für die Entwicklung des Gehirns gedeutet worden (Kamil 2004). In diese Richtung weisen auch Modelle, mit Hilfe derer versucht wird, personale mit so genannten sub-personalen (d.h. auf der neuronalen Ebene angesiedelten) Prozessen zu verbinden. Susan L. Hurley (2005) entwickelt in einem Beitrag mit dem Titel „The shared circuits model. How control, mirroring, and simulation can enable imitation and mind reading“ ein Modell, wie diese Vermittlung funktionieren könnte:

”Imitation and mindreading are distinctively human social-cognitive skills, which contribute in fundamental ways to being a person. The shared circuits model explains how they can be enabled by functional mechanisms of control, mirroring and simulation. ... The point of the model is partly to unify a wide body of evidence and theorizing about social cognition, and partly to illustrate the philosophical view that embodied cognition can emerge from active perception, by avoiding a ‘classical sandwich’ architecture in which central cognition is insulated from the world between twin buffers of perception on the input side and action on the output side.”

Die Neurowissenschaften entdecken also offensichtlich das Soziale als notwendiges Element für ein Verständnis der Biologie des Menschen. Diesen Faden kann man aufnehmen. Gegen einen einseitigen Reduktionismus, der Verhalten auf „Natur“ reduziert, gilt es, die Rückkopplung von „Körpern“ und Gesellschaft zu rekonstruieren und damit für die notwendige Gegenbewegung zur Biologisierung des Sozialen, die in der Überschrift des Abschnitts genannte Sozialisierung des Biologischen zu werben.

Zunächst lässt sich in diesem Zusammenhang feststellen, dass es in der Soziologie eine versunkene Tradition der Beschäftigung mit dem Körper gibt. Schon 1961 kommt Denis H. Wrong in einem berühmt gewordenen Aufsatz über das übersozialisierte Menschenbild der modernen Soziologie zu dem Schluss: „Ich glaube, wir müssen mit der Erkenntnis beginnen: *Am Anfang war der Körper*“ (1973: 236, zuerst 1961; Herv. i.O.). Wongs Anliegen ist eine Kritik soziologischer Theorie, die er in der Gefahr einer einseitigen und ideologisch bedenklichen Akademisierung sieht. „Der übersozialisierten Auffassung des Menschen einerseits entspricht die überintegrierte Auffassung der Gesellschaft andererseits“ (1973: 234). Die von Wrong als Übersozialisierung bezeichnete Entwicklung verdeckt die in den Ursprüngen soziologischer Theorie, etwa bei George Herbert Mead und Charles Horton Cooley oder Marcel Mauss und Norbert Elias noch vorhandene Ambivalenz oder Dialektik in Bezug auf die Mehrschichtigkeit oder Vieldimensionalität der menschlichen Existenz. Nicht nur Normen und Werte, Klassenposition und Status, sondern auch die physische körperliche Existenz kennzeichnen den Menschen als *soziales* Wesen. Wichtig ist hier der von Wrong betonte Zusammenhang zwischen Übersozialisierung auf der individuellen Ebene und Überintegration auf der sozialstrukturellen Ebene. Er erinnert damit an die auch von anderen Autoren wie C. Wright Mills kritisierte Beschränkung der Soziologie auf eine reine „Ordnungswissenschaft“.

Näher an der Kriminologie finden sich ähnliche Argumente. Jack Katz hat auf die Bedeutung des Körpers hingewiesen und die Tatsache, dass er in der sozialwissenschaftlich interessierten kriminologischen Analyse nicht berücksichtigt wird, als Element einer epistemologischen Strategie bezeichnet. Katz spricht hier von einer Strategie „to use social theory as a stratifying ontology“ (2002: 258). Bestimmte Aspekte des Sozialen werden hervorgehoben, für wichtig erklärt und analysiert, andere – mit entsprechenden theoretischen Begründungen – als irrelevant für eine Erklärung sozialer oder gesellschaftlicher Fragestellungen ausgeschlossen. So gesehen lässt sich die Reduktion des als soziologisch relevant angesehenen Spektrums von Phänomenen und Dimensionen als Folge der disziplingeschichtlichen Entwicklung eines exklusiven Zuständigkeitsbereichs der Soziologie interpretieren.

Eine Rolle dürften bei dieser Entwicklung auch methodologische Überlegungen gespielt haben. Es ist einfacher, mit Hilfe leicht zu erhebender Indikatoren zu methodisch und empirisch abgesicherten Aussagen über soziale

Gesamtheiten zu kommen, als auf der Basis von hochkomplexen und nur schwer generalisierbaren Einzelfällen, die ganz andere Zugangsprobleme aufwerfen, als das Verteilen von Fragebögen über ein kommerzielles Forschungsinstitut, theoretisch begründete Vermutungen über die Struktur des Sozialen zu entwickeln. Zwar gibt es in der Soziologie eine verzweigte Debatte über das Verhältnis von Mikro- und Makrostrukturen, in der dieses Problem behandelt wird (vgl. etwa die Arbeiten von Knorr-Cetina und Cicourel 1981 zu diesem Thema) und theoretische Ansätze wie die Actor-Network-Theory versuchen, die Trennung zwischen diesen Domänen zu überwinden. Allerdings erinnert die real herrschende soziologische Empirie gelegentlich eher an die Situation des Betrunkenen im Lichtkegel der Laterne, der auf die Frage eines Passanten, was er mache, antwortet, er suche seinen Schlüsselbund. Ob er ihn denn unter der Laterne verloren habe, fragt der Passant. Nein, antwortet der Mann, aber hier sei es hell.

In den Sozialwissenschaften votieren Autoren wie Katz für die Wiederbelebung einer „naturalistic social ontology“, die nicht nur auf die Interaktions- und Handlungsabhängigkeit, sondern auch auf die Körpergebundenheit aller sozialen Phänomene abhebt: „All awareness and action is created by corporeal processes that are themselves beyond the actor’s direct awareness, but that are visible to the researcher“ (Katz 2002: 259). Katz, der selbst in seinen empirischen Arbeiten über abweichendes Verhalten mit ausführlichen Interviews, teilnehmender Beobachtung und Videoaufnahmen von sozialen Situationen arbeitet, verweist auf die vollkommen anderen Perspektiven und Einsichten, die sich ergeben, wenn man soziale Phänomene als lokale Ereignisse mikrologisch vor Ort analysiert und dabei die Vielschichtigkeit sozialer Interaktion, in die Menschen als körperliche Wesen verwickelt sind, erfasst.

Es existieren also eine Reihe von – teils verschütteten, teils wiederentdeckten – Anknüpfungspunkten für das Vorhaben, soziologische Theorien an die materielle, die biotische und physische Existenzweise des Menschen anschlussfähig zu machen. Aktuell lässt sich z.B. in verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen eine Renaissance von Arbeiten über die soziale Konstitution und Bedeutung von Emotionen als sozial bedingten und körperlich erfahrbaren Zuständen beobachten (vgl. etwa *Theoretical Criminology* 2002, Heft 3). Traditionsbestände der Phänomenologie und des Existenzialismus, aber auch der Anthropologie werden hier wiederbelebt, um die soziale Bedeutung der Tatsache einer körperlichen Existenz hervorzuheben. Auch Michel Foucault hat in seinen Arbeiten (vgl. etwa 1977), wenn auch eher programmatisch, immer wieder auf die Bedeutung des Körpers als Oberfläche für unterschiedliche Technologien der Macht im Rahmen der so genannten Biopolitik hingewiesen. Eine Soziologie, die den Körper (mit) in den Blick nimmt, sieht mehr, als eine, die das nicht tut.

Man kann hier zunächst verschiedene Dimensionen unterscheiden. Die von Katz so genannten *corporeal processes* können sich einmal auf die Tatsache einer materiellen und physischen Existenz im Raum beziehen, die bei konventionellen soziologischen Untersuchungsdesigns meist nicht berücksichtigt werden. Hier sind beispielsweise die Arbeiten von Erving Goffman (z.B. 1959) von Bedeutung, der in seinen Untersuchungen die Anordnung von Körpern im Raum und die soziale Bedeutung und Wirkung derartiger Anordnungen aus einer dramaturgischen Perspektive analysiert hat. Von solchen Arbeiten lassen sich Verbindungslinien bis hin zu soziobiologischen Ansätzen über die Folgen unterschiedlicher Populationsdichten in einem geographischen Territorium ziehen.

Eine andere Dimension des Körperlichen erschließt sich, wenn man die biologische Dimension des menschlichen Organismus in den Vordergrund stellt. Bestimmte körperliche Zustände lassen sich entweder soziologisch erklären oder sind als körperliche Zustände für eine soziologische Erklärung menschlichen Verhaltens von Bedeutung. Auch können somatische Veränderungen (auf der individuellen wie auf der epidemiologischen Ebene) soziologisch zu erschließende Grundlagen haben. Im Hinblick auf eine Sozialisierung des Biotischen lässt sich hier nach der gesellschaftlichen Bedingtheit körperlicher Zustände fragen. Sozialepidemiologische Untersuchungen schlagen diesen Weg ein. Verschiedene somatische Störungen sind mit der Verarbeitung von Scham- und Angstgefühlen, die wiederum aus sozialer Ungleichheit herrühren können, in Verbindung gebracht worden (vgl. etwa Scheff 1990). Hier zeigt sich ein enge Beziehung auf einem Kontinuum zwischen somatischen und sozialen Faktoren. Beide können einander beeinflussen und bedingen.

Exemplarisch soll dies hier kurz an einem Beitrag von Richard G. Wilkinson über „Health, Hierarchy and Social Anxiety“ (1999) demonstriert werden. Wilkinson stellt fest, dass die psychosoziale Vermittlung zwischen sozialen Makrostrukturen und krankhaften körperlichen Entwicklungen in entsprechenden Untersuchungen über die Genese körperlicher Zustände vernachlässigt wird, obwohl es durchaus empirisch nachweisbare Zusammenhänge gibt:

”The growing impression that social cohesion is beneficial to health may be less a reflection of its direct effects, than of its role as a marker for the underlying psychological pain of low social status. Low social status affects patterns of violence, disrespect, shame, poor social relations and depression. In its implications for feelings of inferiority and insecurity, it interacts with other powerful health variables such as poor emotional attachment in early childhood and patterns of friendship and social support. Causal pathways are likely to centre on the influence which the quality of social relations has on neuroendocrine pathways” (Wilkinson 1999: 53; vgl. hierzu auch Franks/Smith 1999).

Untersucht man, wie Wilkinson hier vorschlägt, „the influence which the quality of social relations has on neuroendocrine pathways“, so verfolgt man damit eine Strategie der Sozialisierung des Biotischen, die auf ein noch weitgehend unbekanntes Feld verweist, an dessen Horizont soziologisch resonanzfähige bio- und neurowissenschaftliche Arbeiten stehen. Wilkinson tut Folgendes: Er geht aus von biologischen Daten über den Gesundheitszustand einer Population und koppelt diese zurück an soziale Faktoren wie soziale Ungleichheit und sozialen Zusammenhalt. Sein Ziel ist es, die in den Biowissenschaften diagnostizierten Pathologien als Folge einer bestimmten Form der sozialen Organisation einer Gesellschaft zu erklären. Ein wichtiger Unterschied zu rein individualistisch argumentierenden Ansätzen ist hier die strikte Orientierung an sozialen Phänomenen im Prozess der Vermittlung. Wilkinson demonstriert seine Überlegungen an Beispielen wie Scham, die Scheff als „the primary social emotion“ bezeichnet (vgl. Wilkinson 1999: 55), oder der Kategorie des Respekts, auch dies ein konstitutiv soziales Phänomen. Die Rekonstruktion krankhafter Zustände oder auch abweichender Verhaltensweisen wie Gewalt über den Prozess ihrer strukturellen Soziogenese ermöglicht eine Anbindung der in der neuen Biologie der Schuld entwickelten Indikatoren an soziale Prozesse und damit ist ein Weg zu einer Überwindung der individualistischen Strategie des *blaming the victim* angedeutet.

Der natürliche Körper als sozial strukturiertes Objekt kann gleichsam als empirisch-theoretisch bedeutsamer Träger einer entsprechenden Strategie der Verbindung von individuell biologischen und sozial-strukturellen Aspekten fungieren. Nimmt man beispielsweise eine am Individuum orientierte Aufzählung kriminogener Faktoren – impulsivity, attention problems, low school attainment, poor parental supervision, parental conflict, an anti-social parent, a young mother, large family size, low family income, and coming from a broken family (Farrington 1997: 363) – so lässt sich diese unterschiedlich einordnen. Farrington, dem wir diese Aufzählung, die wesentliche Elemente des so genannten *antisocial syndrome* enthält, verdanken, kommt zu dem Schluss: „It is often difficult to distinguish between causes, consequences and indicators of anti-social personality“ (Farrington 1997: 364).

Auch die Interaktion der verschiedenen Variablen bleibt hier weitgehend unerforscht. Vor allen Dingen aber wird die Soziogenese, d.h. die durch Interaktionsprozesse und/oder soziale Lage bedingte Prägung von individuellen Pathologien in diesen Arbeiten nicht in den Blick genommen. Die Logik der Argumentation verfährt nach dem Motto: Dem abweichenden Individuum fehlen bestimmte Voraussetzungen (an Selbstkontrolle, an Intelligenz, an Empathie, etc.) und daher greift es zu verbotenen Handlungen, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. Demgegenüber wäre in den Fußstapfen von Autoren wie Wilkinson der umgekehrte Weg zu beschreiten und nach

der sozialen Prägung biotischer, neuronaler und anderer körperlich-materieller Strukturen zu fragen.

Im Hinblick auf die kriminalpolitische Bedeutung derartiger Befunde ließe sich durchaus argumentieren, dass eine auf sozialer Ungleichheit basierende Gesellschaft vermehrt Individuen hervorbringt, die, wenn man sie mit den Methoden der Biowissenschaften untersucht, krankhafte oder kriminogene Merkmale zeigen. Allerdings sind diese Merkmale das Produkt der Lebensverhältnisse. Im Gegensatz zu den individualisierenden Ansätzen der traditionellen Kriminologie wäre also eine Rückbindung der „Natur“ an die „Gesellschaft“ zu vollziehen.

Literatur

- Blakemore, Sarah-Jayne/Winston, Joel/Frith, Uta (2004): Social Cognitive Neuroscience: Where are We Heading?, in: Trends in Cognitive Sciences, Vol. 8, Nr. 5, 216-222.
- Ericson, Richard/Carriere, Kevin (1994): The Fragmentation of Criminology, in: Nelken David (ed.): The Futures of Criminology, London, 89-109.
- Farrington, David P. (1997): Human Development and Criminal Careers, in: Reiner, Robert/Morgan, Rod/Maguire, Mike (eds.): The Oxford Handbook of Criminology, 2nd ed., Oxford, 361-408.
- Foucault, Michel (1977): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1, Frankfurt a.M.
- Franks, David D./Smith, Thomas S. (eds.) (1999): Mind, Brain, and Society: Toward a Neurosociology of Emotion, Vol. 5, Stamford, CT.
- Geis, Gilbert (2000): On the Absence of Self-control as the Basis for a General Theory of Crime. A Critique, in: Theoretical Criminology, Vol. 4, Nr. 1, 35-43.
- Goffman, Erving (1959): The Presentation of Self in Everyday Life, New York.
- Hirschi, Travis/Gottfredson, Michael R. (2000): In Defense of Self-Control, in: Theoretical Criminology, Vol. 4, Nr. 1, 55-69.
- Hurley, Susan L. (2005): The Shared Circuits Model. How Control, Mirroring, and Simulation can Enable Imitation and Mind Reading, <<http://www.interdisciplines.org/mirror/papers/5>> (Stand 2005-7).
- Kamil, Alan C. (2004): Sociality and the Evolution of Intelligence, in: Trends in Cognitive Sciences, Vol. 8, Nr. 5, 195-197.
- Katz, Jack (2002): Social Ontology and Research Strategy, in: Theoretical Criminology, Vol. 6, Nr. 3, 255-278.
- Knorr-Cetina, Karin/Cicourel, Aaron (eds.) (1981): Advances in Social Theory and Methodology, London.
- Mead, George H. (1987): Gesammelte Aufsätze, 2 Bände. (hg. von Hans Joas), Frankfurt a.M.
- Rose, Nicholas (2000): The Biology of Culpability. Pathological Identity and Crime Control in a Biological Culture, in: Theoretical Criminology, Vol. 4, Nr. 1, 5-34.
- Scheff, Thomas J. (1990): Microsociology: Discourse, Emotion and Social Structure, Chicago.
- Theoretical Criminology (2002): Heft 3.

- Wilson, Albert (1908): Education, Personality and Crime, London.
- Wilson, James Q./Herrnstein, Richard J. (1985): Crime and Human Nature, New York.
- Wilkinson, Richard G. (1999): Health, Hierarchy and Social Anxiety, in: Annals of the New York Academy of Sciences, Vol. 286, 48-63.
- Wrong, Denis H. (1973): Das übersozialisierte Menschenbild in der modernen Soziologie, in: Steinert, Heinz (Hg.): Symbolische Interaktion, Stuttgart, 227-242.

Institut für Soziologie der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Ammerländer Heerstr. 114-118, 26111 Oldenburg, E-Mail: mail@rkreissl.de